

Fausto

Autor(en): **Wollenberger, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 33

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-498791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Faust

Eine unwahrscheinliche Geschichte
von Werner Wollenberger

Vorwort

Ein paar Worte zum Unfug der Vorworte / Prinzipielle Bemerkungen über das Schreiben von unwahrscheinlichen Geschichten / Der Autor als Opfer seiner Personen

Viele Romane, die ich kenne, beginnen nicht mit dem Roman, sondern mit einem Vorwort.

In harmlosen Fällen ist es sehr kurz und wenn es ein Autor ganz besonders gnädig macht, stellt er seinem Werk sogar nur ein Motto voran.

Beliebt sind in diesem Zusammenhang vor allem chinesische Sprichwörter, arabische Sinnsprüche und indische Volksweisheiten. Sie zeugen von Welt-offenheit, Weitgerüstsein und Bildung. Außerdem sind sie unkontrollierbar. Notfalls kann man sie sich sogar selbst erfinden.

Etwa:

«Man soll den Mond nicht im Dorfweiherr suchen.» (China, ca. 200 v. Chr.)

Oder:

«Liebe ist eine Blüte, die nicht nach ihren Früchten fragt.» (Weisheit des Brahmanen, indisch.)

Das ist natürlich sehr poetisch und paßt sich dem nachfolgenden Roman in jedem Falle an.

(Übrigens: beide Sprichwörter sind von mir. Wenn ein Autor einen Roman dazu schreiben will, kann er sie preisgünstig bekommen. Eventuell stelle ich ihm aber auch russischen, armenischen oder mexikanischen Volksmund her. Postkarte genügt.)

Manche Autoren nehmen aber auch geistige Darlehen bei arrivierten Kollegen auf. Sie beziehen ihre vorgängigen Zitate dann bei Shakespeare, Calderon (sehr ergiebig und noch nicht so geplündert) oder bei Oscar Wilde. Nicht selten sind auch Bibel-Stellen: «... denn sie wissen nicht, was sie tun (für einen Algerien-Roman), «... der werfe den ersten Stein» (Geschichte eines gefallenen Mädchens namens Rosmarie, Cecile oder Audrey), «Geben ist seliger denn nehmen» (Memoiren eines Schwergewichtlers).

Nun, meistens kommt der geeignete Le-

ser aber nicht mit einem Motto davon. Meistens muß er sich in einem ausführlichen Vorwort erklären lassen, was der Verfasser eigentlich wollte und wieso es ihn drängte.

Viele Autoren drängt es nämlich, wobei zu bemerken wäre, daß es sich vorzüglich macht, wenn es jemanden drängt, denn die Leute haben dann das Gefühl, es handle sich um etwas Bedeutungsvolles.

Auf die Idee, daß jemanden auch etwas höchst Belangloses drängen kann, kommen die Leser erst während oder nach der Lektüre und dann ist es ja naturgemäß bereits zu spät.

Der Autor aber, das sei festgehalten, hat seinen Zweck dann schon erreicht. Natürlich habe ich mir oft den Kopf darüber zerbrochen, warum so viele Romane so viele Vorworte haben.

Es hat mich, das muß ich zugeben, sehr gewundert, denn die Lektüre vieler Romane hat mich davon überzeugt, daß es gar nicht so schwer sein kann, einen Roman zu verfassen, wenn man nur die nötige Geduld dazu hat. Das Schreiben eines Vorwortes stelle ich mir aber als äußerst kitzlige und heikle Sache vor, denn da tritt das unerbittliche Gesetz der fatalen Abhängigkeit von Qualität und Quantität ganz besonders unbarmerzig und gnadenlos in Kraft.

Ich meine das so:

Wenn einer zweihundertvierundfünfzig Seiten Roman schreibt, so kann es fast nicht ausbleiben, daß er ein paar gute, geschickte, witzige, bedeutende oder gar aufsehenerregende Sätze von sich gibt.

Auf derart glückliche Zufälle kann er sich beim Abfassen eines Vorwortes jedoch nicht verlassen. Da muß auf wenigen Seiten viel Geschicktes und enorm Geistreiches stehen und das ist eine Hypothek, die den Autor zu in-

tensivem Nachdenken zwingt, was nun an und für sich auch nicht weiter schlimm wäre, wenn alle Autoren einen Körperteil besäßen, mit dem sich das Nachdenken lohnte.

Seitdem ich aber Françoise Sagan, Ernst von Salomon, Richard Mason und diverse Verfasser deutscher Nachkriegsromane gelesen habe, bin ich jedoch gar nicht mehr so sicher, daß alle Autoren diese entscheidende Stelle in ihrem anatomischen System auch wirklich besitzen.

Warum werden nun aber trotzdem so viele Vorworte geschrieben?

Ich habe mir fünf Gründe dafür ausgerechnet:

1. Der Autor zögert noch ein paar Seiten lang, bis er das Kind seines Geistes in die raue Welt des Literatur-Betriebes hinausstößt.
2. Der Autor unterschätzt seinen Leser – er erklärt, was er erklären möchte.
3. Der Autor unterschätzt sich selbst – er kommt gar nicht auf die Idee, daß der nachfolgende Roman seine Ideen ganz von alleine klarmache.
4. Der Verleger will es so.
5. Der Leser will es so.

Damit wir uns gut verstehen: die Möglichkeiten 1 bis 4 halte ich für ausgeschlossen.

Die fünfte auch.

Aber da ich – leider – nicht ganz sicher bin, schicke ich meinem ersten Roman ebenfalls ein Vorwort voraus, denn ich will natürlich keine Erfolgchance auslassen.

(Eine kleine Zwischenbemerkung: ich liebe es, Erfolg zu haben. Es gefällt mir, wenn mich die Leute im Restaurant ansprechen und sagen, also was Sie da geschrieben haben, ist einfach ausgezeichnet! Natürlich ist das ein kleinlicher Standpunkt und eines ehrenwerten Dichters nicht würdig. Immerhin hat er den Vorteil, von einer gewissen Ehrlichkeit zu zeugen.)

Abgesehen von diesen eitlen und rein kommerziellen Erwägungen: ich habe das Gefühl, meine Geschichte bedürfe einiger Vorbemerkungen.

Sie ist nämlich eine ganz und gar unwahrscheinliche.

Zwar:

Sie spielt in der Schweiz. Doch sie ist niemals in der Schweiz passiert.

Zwar:

Sie handelt von Menschen. Doch diese Menschen hat es niemals gegeben.

Zwar:

Sie bedient sich eines jährlich wiederkehrenden, nationalen Ereignisses. Doch dieses besondere Ereignis hat nie stattgefunden.

Doch dazu wäre etwas zu sagen und das ist etwas, das André Gide gesagt hat:

«Nicht das Wahre ist wahr, sondern das Wahrscheinliche.»

Man muß ihm rechtgeben, nicht wahr? Und man kann auch einen Schritt weitergehen. Man kann sagen:

«In dieser Zeit hat auch das Unwahrscheinliche alle Chancen, wahr zu sein.» Wirklich: das Unwahrscheinliche von heute ist möglicherweise das Wahre von morgen.

Dieser Aphorismus ist ganz und gar von mir und ich habe ihn eigenhändig gemacht, worauf ich stolz bin.

Kommt dazu, daß ich Beweise für den Satz habe:

Hätte Ihre Großmutter im Jahre 1897 geglaubt, daß man 1959 in zehn Stunden von London nach New York fliegen kann?

Sie hätte nicht!

Hätte Ihr Großvater im Jahre 1907 geglaubt, daß er in Zürich zusehen kann, wie die Young Boys in Paris einen Match gegen Stade Reims verlieren?

Er hätte nicht!

Und hätten die beiden an das Radio, die Röntgenstrahlen, das Penicillin und die Mondraketen geglaubt?

Sie hätten nicht! Sie hätten das alles für ganz und gar unwahrscheinlich gehalten.

Also:

Das Unwahrscheinliche von gestern ist das Wahre von heute. Warum soll denn dann das Unwahrscheinliche von heute nicht das Wahre von morgen sein?

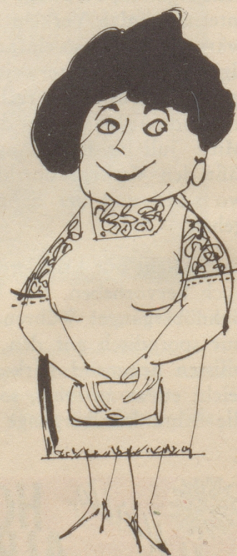
Womit ich bewiesen habe, daß meine unwahrscheinliche Geschichte, so unwahrscheinlich gar nicht ist!

Das wäre dies gewesen.

Aber weil ich schon daran bin, ein Vorwort zu schreiben, koste ich das Vergnügen auch bis zum bitteren Ende aus und erzähle Ihnen noch etwas: meine Erfahrungen mit den Personen meiner Geschichte.

Während ich die seltsame Sache, die Fausto Donati passierte, aufgeschrieben habe, kam ich in beinahe intime Beziehungen zu den einzelnen Figuren. Einige davon begannen mir im Verlaufe der Geschichte regelrecht an die Seele zu wachsen, andere gingen mir in zunehmendem Maße auf die Nerven. Ich konnte gar nichts dafür, es geschah einfach.

Die Personen bekamen – ganz plötzlich – ein Eigenleben. Sie wurden stärker als meine Phantasie, was ja nun an und für sich nicht viel heißen will, aber für mich doch bemerkenswert war. Besonders lieb bekam ich Giuseppa Donati. Ich stellte sie mir als etwa fünfzigjährige, etwas dickliche Italo-Schweizerin vor, ungefähr so:

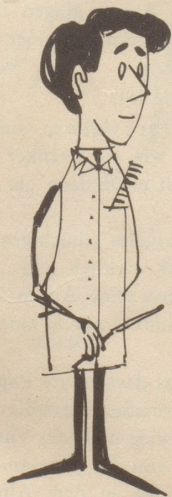


Mamma Donati ist auf eine verschlossene Art gütig. Sie jammert gerne, wenn ihr nichts fehlt und sie hält ei-

sern den Mund, wenn sie etwas wirklich schmerzt. Und es tut ihr im Verlaufe der Geschichte einiges weh. Ihren Mann, den wackeren Gemüsehändler Domenico Donati mag ich nicht so sehr, obwohl er einen ziemlich einwandfreien Charakter und ein paar liebenswerte Fehlerchen besitzt. Er sieht, nebenbei gesagt, zirka so aus:



Der Sohn von Giuseppa und Domenico Donati heißt Fausto. Er ist – eigentlich – Coiffeur, und das ist ein lobenswerter Beruf. Nur hat er einen Nachteil: als kleiner Coiffeur kommt man nie in große Zeitungen. Kein Radio berichtet von einem, keine Fernseh-Scheibe flimmert einen in die staunende Welt. Und – was zweifellos das Schlimmste ist – auch die illustrierten Zeitungen verschweigen kleine Coiffeure lebenslang. Fausto litt darunter. Er wußte nicht, daß es eine gute Sache ist, wenn man ein kleiner Coiffeur sein darf. Doch auch davon werden Sie hören. Schauen Sie sich einstweilen Fausto einmal an:



Was ich noch sagen wollte: Fausto ist mein Held, was nicht bedeutet, daß er auch wirklich ein Held sei. Helden gibt es heute nicht mehr. Sie sind tot und wenn sie mich fragen, macht es auch gar nichts aus. Ich habe Fausto sehr gerne. Präziser ausgedrückt:

Ich liebe ihn aus Mitleid. Er konnte sich in dieser Zeit nicht zurechtfinden und ich kann ihm das sehr nachfühlen. Wenn ich es mir recht überlege: eigentlich passierte ihm die ganze Sache nur, weil er mit zeitbedingter Blindheit geschlagen war. Viele Unglücksfälle, die nie in der Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen» auftauchen, geschehen aus diesem Grunde. Einer, den ich gar nicht mag, ist dieser da:



Was den Kerl so widerlich macht, ist die Tatsache, daß er von den Wünschen, geheimen Sehnsüchten und den unerfüllbaren Träumen der Menschen profitiert. Er nützt den Glauben an Ideale aus. Daß die meisten Ideale gar nicht ideal sind, spielt dabei keine Rolle. Es ist einfach grausig, wenn einer seinen Vorteil aus der mißleiteten Sehnsucht der Menschen zieht. Nein, ich mag ihn nicht. Sein Beruf: Manager. Besonderes Kennzeichen: linkes Bein leicht verkürzt. Name: Mephy. (Ein Uebername, um korrekt zu sein. Den wirklichen habe ich nie in Erfahrung bringen können. Ich hoffe auch dringend, daß ich ihn nie erfahren muß.) So, und nun habe ich noch zwei jüngere Damen vorzustellen. Zuerst diese hier:



Das ist Margrit. Auch sie mochte ich zunächst nicht besonders. Seltsamerweise begann sie mir im Verlaufe der Geschichte aber leid zu tun. Ich mußte ihr fairerweise allmählich die gleichen mildern Umstände zubilligen, die ich auch Fausto selbst zugestand. Ihre Verblendung begann mich zu jammern. Und da hatte sie mich auch schon in der Tasche. Der Handtasche aus schwarzem, billigem Plastic. Margrit ist – damit auch dies klar sei – Verkäuferin in der Langstraße von Zürich, der beinahe schönsten Straße der Welt. Oder doch der schönsten von Zürich.

Ihre Gegenspielerin ist eine sehr geheimnisvolle Dame, mit der es mir seltsam ergangen ist. Zuerst sah ich sie als männerfressenden Vamp, als hochstaplerische Salon-Hyäne, als eine Mischung zwischen Kim Novak und Mata Hari.

Deshalb hieß sie Marie-Lou, was ich besonders widerwärtig fand.

Dann stellte sich aber heraus, daß der Schein trügen kann: Marie-Lou bekam überraschenderweise eine Pointe und da hieß sie plötzlich Angela.

Hier wäre sie: →

Das waren die Hauptpersonen. Zu ihnen gesellen sich dann später noch in kleineren Rollen und Auftritten: Italiener, Sport-Reporter, Velo-Rennfahrer, Polizisten, Aerzte, Journalisten und ein paar andere.

Und jetzt habe ich nur noch eine Bemerkung zu machen:

Die unwahrscheinliche Geschichte von Fausto Donati spielt im Milieu der Rad-Rennfahrer. Das ist aber eine Zu-

fälligkeit. Sie könnte ebenso gut unter Filmstars, Boxern, Bankiers, Fabrik-Direktoren oder Schlagersängern vor sich gehen.

Hauptsache, es sind Konjunktur-Ritter. Hauptsache, es sind Leute, die ihre Seelen verkaufen, um ihrem Körper ein Maximum an den Annehmlichkeiten dieses Daseins zu sichern. An diesem Punkte endet mein Vorwort.

Ich habe es geschrieben am zweiten Mai des Jahres 1959 in einem Hotelzimmer von Zürich auf einer Reise-schreibmaschine, kurz nach einer hef-



tigen Grippe und in einem grünen Hemd, an dem zwei Knöpfe fehlen. Ich bin mir bewußt, daß dies alles äußerst uninteressant ist. Aber William Saroyan macht es auch so.

1. Kapitel

Das anstrengendste Schwein der Welt / Ein mißratener Sohn / Kontaktschwierigkeiten / Das Ende einer Affäre / Der Securitas-Mann als postillon d'amour / Der Beginn einer Affäre?

Draußen trommelte ein kalter März-Regen auf das schimmernde Meer von Auto-Dächern. Lichtreklamen ersoffen in trüben Pfützen, ein heimtückischer Wind, der noch zum Winter gehörte, zerzte an den gelben Plakaten, die an den Säulen des Stadions klebten und in riesigen Lettern verkündeten, daß wieder einmal das Sechs-Tage-Rennen im Gange sei.

In der Halle aber war es zum Ersticken heiß.

Achttausend Menschen hockten auf den Rängen, Zigarettenrauch hing wie Novembernebel über ihren erhitzten Köpfen, die Luft hätte man in Stücke schneiden und als Bauklötzchen verkaufen können.

Noch schlimmer war der Lärm.

Die fliegenden Händler schrien heiser wie Louis Armstrong ihre Brat-

würste, Erdnüsschen, Limonaden und Zigaretten aus. Im Innenraum machte eine bayrische Trachtenkapelle musikalisches Kleinholz aus «Oh mein Papa». Irgendwo, im Schutze der Rauchwolken, sangen zwölf Betrunkene «Wer soll das bezahlen» und aus den Wandelgängen kam Dixieland.

Und natürlich brüllten die Zuschauer wegen der Fahrer, die in einer farbigen Riesenschlange über die Bretterbahn jagten, hoch in die überhöhten Kurven stehend und dann wieder in die seitlichen Geraden hinuntertauchend.

«Pfenni ... Pfenni ... Pfenniiii!» schrien die Leute, aber es sah nicht so aus, als ob Pfenninger, der Schweizer, dem die Sympathie der Zuschauer gehörte, gewinnen werde, denn noch immer lag Van Steen-

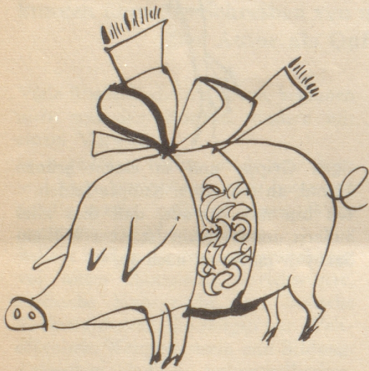
berghen, der Weltmeister, vor ihm. Die Jagd auf der Bahn war heiß und hart und die Leute wußten, daß wahrscheinlich nur drei Fahrer gewinnen konnten: Pfenninger, Steenberghen oder Teruzzi, der kleine Italiener.

Ueber den detonierenden Lautsprecher kam verzerrt die Stimme des Speakers. Er teilte mit, was alle sahen – nämlich, daß Rik noch immer die Spitze halte. Dann erinnerte er die Zuschauer noch einmal worum es eigentlich ging: um den traditionellen Säuli-Sprint, der außerdem für das Schlußklassement gewertet werde. In wenigen Augenblicken seien die letzten zehn Runden fällig.

Es knackte im Lautsprecher und die Menge begann von neuem aufzuheulen:

«Pfenni ... Pfenniii!»

Also, die Sache mit dem Säuli-Sprint:



Da kam vor ein paar Jahren ein geschickter Metzger auf die Idee, den Fahrern als anspornende Prämie ein kleines Schwein zu stiften. Natürlich sind nicht einmal Velorennfahrer so dumm, sich wegen eines Ferkels besonders anzustrengen, denn erstens sind nur die wenigsten Radrennfahrer im Nebenberuf Schweinezüchter und zweitens ist so ein Tier nicht besonders wertvoll.

Es hat aber, da kann man nichts machen, einen Symbolwert. Die Zuschauer sind, auch wenn man es während eines Rennens oft kaum vermuten möchte, Menschen und deshalb tierliebend. Sie schätzen das kleine quiekende Kotelett und finden es ungemein süß. Die Sympathie, die sie für das Vieh hegen, überträgt sich dann automatisch auf den Fahrer, der es gewinnt. Deshalb ist das Sechstage-Schweinchen so begehrt und deshalb strampeln sich Jahr für Jahr rund dreißig erwachsene Männer die Seele

aus den Beinen, um es nachher auf die Ehrenrunde mitnehmen zu dürfen.

Auch jetzt holten sie alles aus sich heraus, was nach vier anstrengenden Tagen und Nächten noch in ihren weichgeklopften Muskeln lag. Steenberghen ließ sich noch einmal von seinem Partner ablösen, Pfenninger fuhr weiter.

Die Leute wurden langsam irrenhausreif.

«Pfenni Pfenniii!»

Es gab in diesem Augenblick nichts mehr für sie auf der Welt als diesen jungen Mann im roten Tricot, der sich zentimeterweise nach vorne schob, immer wieder einmal nach hinten blickend, ob nicht noch ein anderer da sei, dem es auch um das anstrengendste Schwein des Abendlandes gehe.

Nur Teruzzi war da.

Noch fünf Runden.

Noch vier.

Steenberghen trat wieder ein.

«Pfenni Pfenniii!»

«Pfenni!» schrie ein besonders Fetter. Seine Eunuchen-Stimme stand in sonderbarem Gegensatz zu seiner körperlichen Fülle.

«Pfenni!» kreischten drei sehr blonde, sehr rotlippige Damen und lehnten sich so weit über die Balustrade der Bahn, daß es von ferne

Dann das Klingelzeichen: noch anderthalb Runden.

Und dann, ganz gegen alle und alles, ein einzelner Ruf:

«Teruzzi!»

Der Mann, der geschrien hatte wie ein verwundeter Stier oder ein geängstigter Jochgeier saß in einer der vordersten Reihen, unweit der tippenden, stenographierenden und telephonierenden Journalisten.

Er hatte seine Jacke ausgezogen, die Krawatte auf Halbmast gehißt und die Aermel hochgekrempt. Sein Gesicht war rot wie ein Himbeer-Bonbon, kleine Schweißperlen standen unter seinen Kraushaaren, die einer im Dienste ergrauten Stahlbürste glichen.

«Teruzzi!» jaulte der südländisch wirkende Mann noch einmal und da hatte er auch schon Krach mit einem Nachbarn, der zu den ganz besonders intensiven Propheten Pfenningers gehörte.

Der Nachbar verwahrte sich gegen die moralische Unterstützung eines Ausländers. Er betonte, daß es eine patriotische Pflicht sei, in diesem historischen Augenblick einem Landsmann beizustehen.

Außerdem sagte er, so nebenbei:

«Tschingg!»

Das war für Domenico Donati zuviel.

«Tschingg» wollte er nicht sein. Er betonte es.

Der andere nahm es kaum zur Kenntnis.

Er murmelte:

«Von mir aus!»

Donati verlangte energisch, daß der andere den «Tschingg» zurücknehme. Er erwähnte seine 687 Aktivdienst-Tage.

Der andere schrie:

«Pfenni!»

Donati rächte sich, indem er doppelt so laut «Teruzzi!» schrie. Es klang wie die Sirene eines Spital-Autos.

Und dann flitzte der kleine, rote Pfenninger doch als erster über das Zielband.

Die Halle ertrank in Freuden Hysterie.

Donati aber überkam das nackte Elend. Er zerknautschte seinen Hut, er zerzte an der Krawatte, er raufte sich rauschend die Igel-Haare, er schlug sich gegen die Brust, daß Gene Krupa hätte neidisch werden können.

Dazu sprudelten Worte tiefster Verzweiflung aus ihm.

Mitten in seiner Suada hielt er inne.

Stechenden Blickes schaute er auf den jungen Mann, der teilnahmslos, ohne Zeichen erkennbarer Freude oder tiefer Resignation neben ihm saß.

«Fausto!» donnerte er.

Der magere, bläßliche Jüngling schreckte zusammen.

«Ja, Vater?» sagte er. Er sprach leise und ohne den Kopf zu wenden. Seine Augen gingen in eine bestimmte Richtung, immer nur in eine Richtung.

Donati legte los:

«Teruzzi hat verloren und Du hockst da wie ein kranker Goldfisch! Macht es Dir denn gar nichts aus?»

Fausto murmelte schüchtern:

«Es tut mir wirklich leid ...»

Dabei gingen seine Augen in eine Richtung, immer nur in eine Richtung.

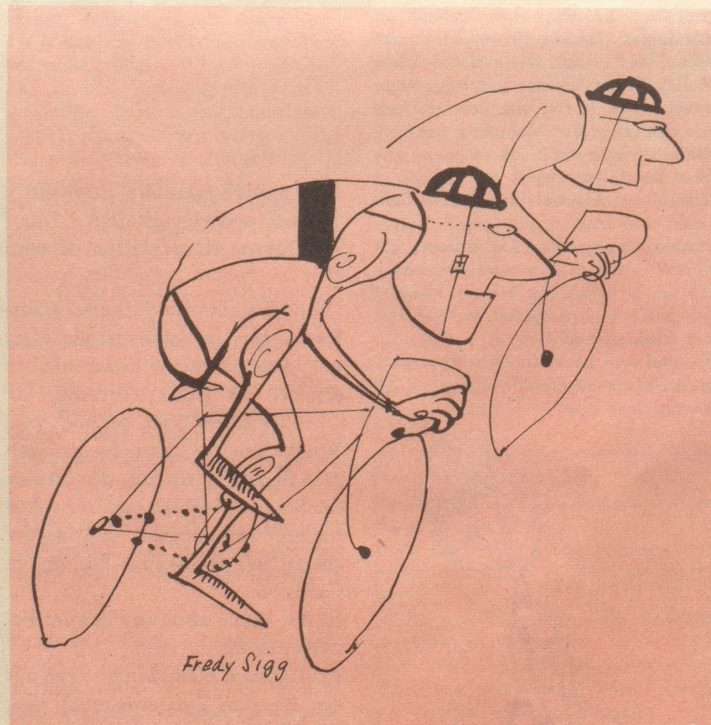
«Wenigstens das!» sagte Papa Donati einigermaßen befriedigt.

Fausto schwieg und sein Vater sah ihn scharf von der Seite an.

Plötzlich stieg in dem Alten ein Verdacht auf:

«Oder langweilt es Dich etwa: Findest Du's vielleicht nicht schön?»

Fausto wehrte rasch ab. Es langweile ihn wirklich nicht, ganz im Gegenteil. Und er finde es schön.



schon nach fahrlässigem Selbstmord aussah.

«Pfenni!» sangen jetzt die Betrunknen im Nebel des vierten Ranges. «Pfenni!» heulte die weite, dunstige, staubige, stickige Halle.

Bitte sehr, er konnte nichts dafür, daß auch nach dreißigjährigem Aufenthalt in Zürich und nach Erwerb des schweizerischen Aktivbürger-Rechtes sein heißes Herz noch für Italien schlug, aber ein

«Wunderschön sogar ...» murmelte er.

Aber die Worte galten schon nicht mehr dem Vater und auch nicht den Rennfahrern und auch nicht der Halle.

Fausto sprach sie ganz zu sich selber und seine Augen gingen in eine Richtung, immer nur in eine Richtung ...

In die Ziel-Kurve gingen sie.

In den Innenraum.

Zu dem letzten Tisch, gerade neben dem Eingang zu den Fahrer-Kojen.

Dort stand ein Mädchen an der Balustrade. Es war von einem Blond, das nur Vorstadt-Coiffeure zustan-

Gewissen haben, nicht wahr?) Fausto konnte den Blick nicht von ihr wenden.

Er griff in seine Tasche und fand ein Zwanzig-Rappenstück.

Er warf es hoch und fing es.

Er hielt es zwischen den Händen, bis es sehr warm war.

«Bei Kopf gehe ich» dachte er, aber er wagte lange nicht, nachzuschauen und er wußte auch gar nicht, ob er wünschen sollte, daß es Kopf sei.

Es war Kopf.

Er wollte aber sicher sein und warf deshalb noch einmal:

Kopf!

Jetzt gab es nichts mehr. Er stand

Sie hockte mit dem Rücken gegen ihn und baumelte mit den Beinen. Fausto schaute die Beine an und mußte leer schlucken.

Dann wagte er es doch.

«Pardon!» sagte er und er mußte sich sofort räuspern und das Wort wiederholen, denn es war ihm restlos mißlungen. Aufregung machte ihn heiser, in der Schule hatten sie ihn deshalb schon immer ausgelacht.

«Pardon!»

Sie drehte sich halb um und hob die scharf nachgezeichneten Augenbrauen.

«Fräulein» sagte er, «pardon ... darf ich ... dürfte ich ... ich meine, wissen Sie, es ist nämlich so ... also ...»

Er war schon rettungslos ins Stottern geraten.

Sie musterte ihn belustigt und baumelte weiter.

Daß sie ihn so gar nicht unterstützte, machte Fausto krank.

Mit dem Mute der Verzweiflung sprudelte er dann plötzlich sein Anliegen heraus.

Daß er Fausto heiße ... Fausto Donati ...

«Es gibt Schlimmeres!» sagte das Mädchen trocken und grinste dazu. Aber Fausto war entschlossen, alles zu gestehen.

Er sagte, daß er ja gar nichts von ihr wolle, eigentlich, aber daß er, eben also, daß er, nun ja, halt wie sie heiße, nicht wahr ...

«Meinen Namen möchten Sie wissen?»

«Ja - bitte!»

«Steht im Telefonbuch. Gleich neben der Nummer!»

Sie lachte und sprang leichtfüßig von der Balustrade.

Fausto stand da wie ein Kind, dem die Gänse das Butterbrot weggeschnappt haben. Mit dem ältesten, billigsten Scherz hatte sie ihn abgefertigt. Mit einem Witz, den schon auf der Arche Noah keiner mehr erzählen durfte, ohne eine Meuterei zu riskieren.

Traurig, beschämt und sehr enttäuscht schlich er davon, vorbei an den jodelnden Bayern, den kichernden Mädchen an den Tischen und den biertrinkenden Männern. Er fühlte sich sehr einsam und sehr verlassen.

Am liebsten hätte er geheult, aber wenn man achtzehn Jahre alt ist, sollte man das unterlassen.

Es fiel ihm noch rechtzeitig ein.

Als er zurückkam, war sein Vater wütend:

«Ich will heim und Du bist einfach weg!» schimpfte er.

Dann brachen sie auf.

«Spaghetti-Tiger!» sagte der Nachbar zum Abschied.

Donati ignorierte es beinahe. Dann trat er aber doch auf den Mann zu und sagte, bedrohlich leise:

«Bei dem Platzmangel im Kantonspital könntest Du ruhig vorsichtiger sein!» Dann hielt er sich die Ohren zu, um keine Erwiderung mehr hören zu müssen und eilte, Fausto im Schlepptau, davon.

Draußen regnete es noch immer. Die beiden blieben beim Eingang stehen und zogen die Rock-Kragen hoch.

Plötzlich tippte Fausto jemand von hinten auf die Schulter.

Er kehrte sich.

Ein Securitas-Mann stand vor ihm: «Ich soll Ihnen das da abgeben!» sagte er und streckte Fausto einen Zettel entgegen.

«Von wem?» fragte Fausto.

«Von einem Mann. Das heißt, eigentlich war es fast eher ein Herr.» Fausto öffnete den Zettel.

Da standen nur ein paar Worte: «Mein Name ist Margrit. Morgen abend um neun bin ich wieder da!»

Das war alles.

«Sind Sie sicher, daß es ein Mann war?» fragte Fausto.

Der Securitaswächter schüttelte den Kopf:

«Ich bin im Oktober fünfundvierzig und ich glaube, daß ich einen Mann von einer Frau unterscheiden kann!» sagte er.

Und er fügte, weil Fausto ihn verständnislos ansah, hinzu:

«Sogar in Kleidern!»

Erste Fortsetzung folgt



debringen und sein Pullover war sehr eng und es bestand für ihn auch kein Grund, nicht eng zu sein, denn er durfte das, was er betonte, ruhigen Gewissens betonen. (Sofern Pullovers natürlich ein

auf und ging in den Innenraum hinunter. Langsam drückte er sich der Balustrade entlang bis zum hintersten Tisch.

Er blieb stehen. Er blickte sich um. Er trat auf sie zu.



was i wett, isch



Ueberragend gross, wie dieses C, ist der Gehalt an Vitamin C in den schwarzen Johannisbeeren (Cassis) aus denen das belebend wirkende Tafelgetränk Cassinette hergestellt wird.

Ein OVA-Produkt

Alleinhersteller: Gesellschaft für OVA-Produkte
Affoltern am Albis Tel. (051) 99 60 33